

Ein Kopftuchverbot? „Ja, bis die Mädchen 16 sind“

Julia Wöllenstein, Lehrerin an einer Gesamtschule in Kassel, über muslimische Schüler und die Familien, aus denen sie kommen

Interview: Susanne Klein

Am Mittwoch ist ihr Buch „Von Kartoffeln und Kanaken“ erschienen, letzte Woche gab es schon Ärger darum. Schüler an ihrer Kasseler Gesamtschule fühlten sich von einem Artikel über Julia Wöllenstein in der Bild-Zeitung verletzt. Die Leiterin einer Hauptschulklasse mit 20 Schülern, davon 17 mit Migrationshintergrund, findet, Ärger müsse sie aushalten können, wenn sie über die Integration von Schülern aus muslimischen Familien spricht.

SZ: Frau Wöllenstein, wie war Ihr letzter Schultag vor den Osterferien?

Julia Wöllenstein: Der Freitag? Der war wegen des Artikels sehr gemischt. Meiner Klasse hatte ich schon aus dem Buch vorgelesen, wir hatten gute Gespräche darüber. Aber in der Parallelklasse war die Aufregung groß. Die haben nur „Lehrerin über ihren Alltag mit muslimischen Schülern“ und darunter die Zeile „Manche Eltern bitten mich, ihr Kind zu schlagen“ gelesen. Von der Klassenlehrerin weiß ich, dass von muslimischen Schülern mein Foto in der Bild mit Hakenkreuzen verziert wurde.

Wie haben Sie reagiert?

Wir sind alle in den Theaterraum gegangen, ich habe ein paar Seiten vorgelesen und versucht, mit den Schülern ins Gespräch zu kommen. Das war schwierig, letztlich wollten sie nichts weiter hören. Dabei ist mein Buch natürlich viel differenzierter als diese Schlagzeile.

Stimmt es denn, dass einige Eltern Sie gebeten haben, ihr Kind zu schlagen?

Ich persönlich habe das nur einmal erlebt und auch nichts anderes behauptet. Allerdings hören Kollegen so etwas auch ab und zu. Wenn zum Beispiel die Lehrerin sagt, Ihre Tochter kommt immer zu spät – dass es dann heißt, ja, dann muss sie bestraft werden, schlagen Sie sie doch.

Was antwortet man da als Lehrer?

Dass man das weder darf noch möchte.

Was sagen Ihre Schüler zu Gewalt in der Erziehung?

Was heißt Gewalt? Das heißt Respektschelle, haben mir meine Schüler erklärt, und nur da, wo man es nicht sieht, das ist doch nicht schlimm, Frau Wöllenstein.

Sie schreiben diese Haltung den patriarchalen Strukturen in muslimischen Familien zu. Patriarchale Strukturen funktionieren aber auch ohne Religion sehr gut.

Sicher, das schreibe ich ja auch mehrfach. Was man verstehen muss: Wir haben keine Probleme bei der Integration muslimischer Schüler, weil sie muslimisch sind –

sondern wegen der patriarchalen Struktur, die in vielen muslimischen Elternhäusern noch herrscht, besonders in Familien aus arabischen Ländern, weil da die Gesellschaft so strukturiert ist. Das war bei uns vor 100 Jahren nicht viel anders. Aber heute lebt unsere säkularisierte Individualgesellschaft weder das Patriarchat noch die Religion so stark wie früher.

Was sind das für Integrationsprobleme?

Wir stellen zum Beispiel in der Schule häufiger heftige Auseinandersetzungen zu den Themen Land, Kultur und Ehre fest.

Das Wort „Hurensohn“ sei „geradezu eine Garantie“, dass der so betitelte Schüler losprügelt, steht in Ihrem Buch.

Bei Fünft- und Sechstklässlern beobachte ich das fast täglich, meist auf dem Schulhof. Das Wort lässt kein Schüler auf sich sitzen. Als männliche Familienmitglieder fühlen sie sich verpflichtet, die Ehre der Mutter zu verteidigen.

Was tun Sie, wenn sich zwei so angehen?

Wir nehmen sie zur Seite, dann darf der eine erzählen, was los war. Der andere hört zu und gibt danach wieder, was der erste gesagt hat. Dann darf er seine Sicht schildern. In der Regel klärt sich so schnell auf, was die beiden so aufgebracht hat. Außerdem besprechen wir Konflikte auf Klassenratssitzungen und arbeiten sehr eng mit unseren Schulsozialarbeitern zusammen.

Um welche Probleme geht es noch?

Unter anderem um Schüler, die ihre Religion vor sich hertragen – die einer nichtmuslimischen Schülerin einreden, kein Schweinefleisch mehr zu essen. Oder die andere nicht essen sehen wollen, wenn sie selbst im Ramadan fasten. Es hat gedauert, bis ich mich getraut habe zu sagen, nein, die anderen dürfen ihre Wasserflaschen auf dem Tisch haben und in ihr Schinkenbrot beißen, das musst du aushalten können. Wenn du fasten willst, ist das deine Sache. Das heißt aber nicht, dass ich den Glauben der Kinder nicht respektiere.

Aber Sie würden die Religion gern aus der Schule heraushalten?

Die Trennung zwischen Staat und Religion ist in der Schule nicht klar genug. Die Schüler müssen akzeptieren, dass sie auf unseren Schulen einen Abschluss nach staatlichen Regeln machen. Sie können nicht einfach sagen, bei den Bundesjugendspielen mache ich nicht mit, weil ich da faste.

Was ist mit dem Religionsunterricht?

Auf den christlichen Religionsunterricht würde ich in der Schule verzichten, und den islamischen gar nicht erst einführen. Was wir brauchen, ist ein gemeinsamer Unterricht, in dem alle Schüler über Glauben, Normen und Werte sprechen. Einen Unterricht, der verbindet statt zu trennen.

Sie nennen die Probleme bei der Integration „hausgemacht“. Wie ist das gemeint?

Ich meine, wir müssten uns viel klarer positionieren. Lehrer sind in erster Linie dem Grundgesetz verpflichtet und nicht falsch verstandener Toleranz. Uns fehlt aber der

politische Rückhalt. Beispiel Gleichberechtigung: Würde der Staat Zuwanderern von Anfang an deutlich machen, dass bei uns alle Schüler an Klassenfahrten teilnehmen, dann müsste ich nicht ständig mit Eltern diskutieren, ob ihre Töchter mitdürfen.

Sie geben also nicht den Eltern Schuld?

Ich würde nie sagen, die Eltern sind „schuld“. Sie kennen es nicht anders, wir können unmöglich erwarten, dass sie mit Betreten des deutschen Bodens unsere emanzipatorische Entwicklung vieler Jahrzehnte vollziehen. Das ist ein langwieriger Prozess. Aber er braucht klare Ansagen. Etwa, dass Eltern ihre Töchter ohne Kopftuch in die Schule gehen lassen müssen.

Sie fordern ein Kopftuchverbot?

Ja, bis die Mädchen 16 sind. Das wäre ein klares Zeichen dafür, dass wir hier Staat und Religion trennen. Bei der Herkulesaufgabe, sich in einem fremden Land zu integrieren, braucht man Orientierung. Ich frage mich manchmal, wie es wäre, wenn ich mit meinen drei Kindern nach Iran ziehen würde. Welchen Rahmen bräuchte ich, um reinzukommen in die Kultur?

Was erhoffen Sie sich von einem Verbot?

Dass die Eltern, die dagegen sind, mit uns Lehrern sprechen. Dann könnten wir sagen, Entschuldigung, das ist hier nun mal so. Für uns ist das Kopftuch ein Zeichen der Unterdrückung und Sexualisierung.

Was hätten die Mädchen davon?

Mädchen bekommen mit dem Kopftuch die Verantwortung für Sexualität aufgelastet. Das spüren sie auch, sie sagen zum Beispiel: Wenn ich ohne Kopftuch rausgehe und mir dann etwas passiert, bin ich selber schuld. Mädchen sollten aber nicht durch Verhüllen signalisieren müssen, dass sie sexuell nicht verfügbar sind. Und die weitreichende Entscheidung, ob sie als Ausdruck ihrer Kultur Kopftuch tragen wollen, sollten sie nicht als Kinder treffen.

Und das Verbot soll ihnen signalisieren, hier gilt nicht, was bei dir zu Hause gilt?

Ja, das wäre dann wohl so. In der Schule gilt nicht, was vielleicht bei dir zu Hause gilt, weil du in einem Land lebst, in dem Frauen und Männer gleichberechtigt sind. Manches in Ihrem Buch, etwa im Kapitel „Dauerschleife Hurensohn“, könnte Menschen bestätigen, die Muslime ablehnen.

Weil ich Probleme benenne? Wenn wir sie totschrweigen, aus Angst, in der Zeitung als Nazi zu enden, kriegen wir sie nicht gelöst. Jenen mit Ressentiments kann ich nur sagen: Mein Herz schlägt für meine Schule, und ich liebe meine Schüler aufrichtig.

SZ-Intervw. Lehrerin: Kopftuchverbot? „Bis die Mädchen 16 sind!“